Luzern, Mittwoch **Nº 262** 10. November 1909

Luzerner Tagblatt

Freisinniges Organ

Hauptanzeigeblatt für Stadt und Kanton Luzern

und die übrige Zentralschweiz

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Abonnementspreise:

Bezugs-Art:	1 Monat	3 Monate	6 Monate	12 Monate
Bei d. Exped. od. Ablage abgeholt	Fr. —.70	Fr. 2.—	Fr. 4.—	Fr. 8.—
Durch die Vertragerinnen	„ —.80	„ 2.30	„ 4.50	„ 9.—
Franko durch die Post	„ —.90	„ 2.50	„ 5.—	„ 10.—
Für das Ausland:				
Bei Wochensendung	„ 2.40	„ 7.—	„ 14.—	„ 28.—
„ täglicher Zusendung	„ 2.60	„ 7.50	„ 15.—	„ 30.—

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Festtage.

Insertionspreise:

Die einspaltige Petitzeile oder deren Raum:

Lokal-Inserate	10 Cts.
Kleiner Anzeiger 10 Cts., Wiederholungen	8 „
Kanton Luzern, Urkantone, Zug u. angrenzender Teil des Aargau	12 „
Uebrige Schweiz	15 Cts.
Ausland	20 „

Inserate mit Vorschrift: „Unmittelbar unter dem Lestteil zu placieren", werden mit 20% Zuschlag des betreffenden Tarifes berechnet.

Preis der Reklame-Zeile (Venn-Schrift): 1 Fr.

Redaktions-Büreaux: Baselstraße Nr. 11 — Telephon 1140 —

Gratis: Jeden Freitag die belletristische Beilage „Wöchentliche Unterhaltungen" und „Illustrierte Luzerner Chronik".

Expedition: Hauptbüreau: Baselstr. — Filialen: Kornmarkt. Pilatusstr.
Telephon-Nr.: 985 409 1596

Die heutige Nummer enthält 12 Seiten

Inhalt: In Zürich. — Schweizerische Schillerstiftung. — Schweiz. — Luzern. — Ausland. — Telegramme. — Lokalchronik. — Vermischte Nachrichten. — Unfallchronik. — Feuilleton.

In Zürich

kann man viel sehen und hören: im Stadt- und im Pfauentheater, in der Tonhalle, im Künstler- und im Helmhaus, auch bei einer Abendunterhaltung in der Stadthalle. Im Vorbeigehen leisteten wir uns einen andern Genuß. Der Große Stadtrat tagte und behandelte ein wichtiges Geschäft: die Milchversorgung von Groß-Zürich, d. h. die stadträtliche Vorlage, welche die Unterstützung einer vom Lebensmittelverein zu gründenden Molkerei in der Weise vorsieht, daß die Stadt dem Verein dafür ein Darlehen von 200,000 Franken macht, das während fünf Jahren unverzinslich wäre. Die Gelegenheit war verlockend, Aussicht vorhanden, großzügigere Auseinandersetzungen anzuhören, als sie in unserer Zeit des Niederganges parlamentarischer Beredsamkeit vielerorts erfolgen. An diesem Niedergang mögen schuld sein eine gewisse Degeneration des öffentlichen Geistes, der durch Privatinteressen, Klassenkampf und parteipolitische Leidenschaft enger begrenzte Gesichtskreis, der Mangel an Schwung der Begeisterung für Ideale und an Sinn für das öffentliche Wohl, für das alle Volksgenossen umschließende Gemeinwesen. Daß in Zürich die Leidenschaft für den Staat durch die für den Klassenkampf abgelöst wurde — die Reaktion gegen eine aufdringliche klerikale Propaganda in der Zwingli-Stadt und die Quertreibereien der Christlich-Sozialen im Emanzipationskampf des „vierten Standes" sind von untergeordneter Bedeutung —, brachte es mit sich, daß dort heftiger gekämpft wird und mit schärfer geschliffenen geistigen Waffen. Darum lohnte sich ein Besuch der fraglichen Sitzung.

Die Sitzung fand gewohntermaßen im alten Rathaus an der Limmat statt. Das ist schon für sich eines Besuches wert als ein feiner Renaissancebau aus dem 17. Jahrhundert. In der Vorhalle grüßt uns Meister Gottfried Keller, dem hier das dankbare Zürich als seinem Staatsschreiber und als großem Dichter ein würdiges Denkmal gestiftet hat. Die Jetzigen könnten von ihm mit Nutzen für sich und das Volksganze manches lernen, auch wenn sie nur seine Sprüche über das „Parteileben" beherzigen würden. In diesen Sprüchen liegt viel Wahrheit, und wir können der Versuchung nicht widerstehen, einige davon zu zitieren:

Was Du nicht willst, daß man Dir tu,
Das sag' auch keinem andern zu!
Laß die Gesinnung merklich sein,
So ist der halbe Sieg schon Dein.
Zu diesem Wort lacht manch ein Schuft,
Der sich auf den Erfolg beruft;
Doch Du erlebst, daß er wird wandern:
Es trifft eben einen nach dem andern.

Halte fest an der Partei, wenn du ein Parteimann bist!
Aber unbewegt verleugne jeden Lügner und Sophist.

Betrachtet Euerer Gegner Schwächen
Und lernt, am besten Euch zu rächen,
Das eigene Unkraut auszujäten.

Wenn schlechte Leute zanken, riecht's übel um sie her;
Doch wenn sie sich versöhnen, dann stinkt es noch viel mehr.

Meister Gottfried hat allerlei Erfahrungen gemacht und diese Wahrheiten nicht aus sich herausgenommen. . . . Nachdem wir ihm die schuldige Referenz erwiesen, stiegen wir auf die Tribüne des Ratssaales, wobei wir von der im „Volksrecht" viel bemängelten Höflichkeit der Zürcher Polizei gar keinen üblen Eindruck erhielten. Vielleicht wirkt der Dienst bei einer so auserwählten Gesellschaft veredelnd!

Der alte Ratssaal ist sehenswert, auch wenn er nicht besetzt ist. Er kann auch als ein Denkmal der „Leidenschaft für den Staat" gelten: Die Stätte, wo über dessen Wohl und Wehe beraten und beschlossen wurde, sollte dieser Bestimmung würdig sein. Unserer Altvordern Kunstsinn und die hohe Entwicklung des einheimischen Gewerbes schmückten sie. Plafond, Getäfer und die sonstige Einrichtung machen daraus einen Prunksaal. Seine Behaglichkeit ist jetzt durch moderne Technik gesteigert. Da drinnen stießen auch in alten Zeiten politische und soziale Gegensätze aufeinander. Sie hören nie auf, so lange es Menschen gibt mit selbständigem Denken und selbstsüchtigem Bestreben. Das Beschauen dessen, das gegenwärtig ist, und die Erinnerung an das, was hinter uns liegt, schaffen reichlich Genuß, und Schauen und Erinnerung bekommen Leben, sobald die Schleusen der Beredsamkeit sich durch den Saal ergießen. Der ganzen Vorstellung konnten wir nicht beiwohnen, hatten aber Gelegenheit, Rednern aller Fraktionen zu hören. Wir berichten darüber einiges aus dem Gedächtnis und haben es dabei besser, als die Leute von unserer Zunft, die pflichtgemäß, nicht zum Vergnügen, auf der Tribüne in beängstigender Enge und dumpfer Schwüle mit dem Referieren sich abmühten.

[o] [o]

Wir hörten noch den reichlich mit statistischen Nachweisen gespickten Schluß des Votums des Sozialdemokraten Biber, der vor Jahren durch eine Motion den Anstoß zu der in Frage stehenden Vorlage gab. Dann ergriff der Vater der Vorlage, Stadtrat Dr. Erismann, das Wort. Die Sachlichkeit und die Wärme seines Vortrages waren erquickend. Da hörte man bei aller Entschiedenheit der Stellungnahme nicht den leisesten Ton der Rechthaberei und des Unfehlbarkeitsdünkels. Als Erismann bemerkte, er werde im Fall sein, einige unbequeme Wahrheiten zu sagen, und dafür zum voraus um Entschuldigung bat, meinten wir, dann werde er wohl grob werden. Aber keinen Ausdruck gebrauchte er, der jemanden verletzen konnte. Er hatte, trotzdem seine Kollegen hinter ihm und zu ihm standen, eine schwierige Aufgabe. Es ist gewiß etwas Ungewöhnliches, eine einzelne Genossenschaft, die mit andern Unternehmen konkurriert, den „freien Wettbewerb der Kräfte" mit dem Endzweck finanziellen Erfolges bereut, mit dem Gelde aller Steuerpflichtigen zu unterstützen. Die Konkurrenten haben sich denn auch gerührt. Die Zentralmolkerei, die jetzt mit der alten Gerberschen Molkerei fusioniert ist, hat sich dagegen gewehrt, von allgemeinen, nicht zum vorneherein verwerflichen Erwägungen aus, auch begreiflicherweise aus besondern, egoistischen Motiven, und zum Ueberfluß mit ihre Aktion kompromittierenden Argumenten. So behauptete sie, es sei nicht angezeigt, eine neue Molkerei zu gründen oder gar zu unterstützen, so lange nicht die bestehenden Geschäfte an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt seien. Dr. Erismann fragte dem gegenüber, woher denn die jetzt bestehenden Molkereien ihre Existenzberechtigung abgeleitet haben. Erismann meinte, auch vermehrte Leistungen der jetzigen Molkereien, die immerhin nicht außer Zweifel seien, würden der Milchversorgung der Stadt Zürich nicht ganz genügen. Eine neue Molkerei sei kein Luxus und würde auch den bestehenden, die sich auf gute Einrichtungen und Leistungen berufen können, keine Kunden entziehen. Der springende Punkt ist die vorgeschlagene Begünstigung einer neuen Konkurrenz mit einer städtischen Subvention. Zu deren Rechtfertigung führte der Vorsteher des städtischen Gesundheitsamtes das große Interesse an, das die Bevölkerung Zürichs an der Lieferung guter, einwandfreier Milch habe. Nur so könne, auf dem Wege des Vertrages zwischen Produzenten und Molkerei, eine genügende Kontrolle über Gehalt und Reinlichkeit der Milch geübt werden. Auch gemäß dem eidgenössischen Lebensmittelgesetz bleiben die Ortsgesundheitsbehörden kompetent; erfahrungsgemäß aber genügen diese nicht, und daher sei die Stadt Zürich nicht im Falle, die für ihre Bewohner gelieferte Milch ausreichend zu kontrollieren. Erismann erinnerte ferner daran, daß beabsichtigt sei, gemeinnützige Baugesellschaften zu subventionie-

Feuilleton.

Luzerner Stadttheater.

Anläßlich Schillers hundertfünfzigstem Geburtstag, am 10. November 1909, wurde am Montag Abend „Maria Stuart" vor sehr gut besetztem Hause gegeben. Es war auf die von Regisseur Habermann geleitete Aufführung, die sich im glatten Fortgang ungefähr um 11 Uhr zu Ende spielte, offenbar allseitig lobenswerter Fleiß verwendet worden. In der Titelrolle der „Maria" erzielte Frl. Waller manche recht gute Wirkungen. Zuweilen übereilte sie wohl etwas den Dialog. Aber das ist das Ungestüm der Jugend, und daraus soll der fleißigen Kunstjüngerin kein Vorwurf gemacht werden, da Schiller selbst an Iffland schrieb, er denke sich die Maria seines Dramas, deren historisches Urbild in Wirklichkeit bei der Hinrichtung 45 Jahre zählte, etwa fünfundzwanzigjährig. Wenn er auch unter der Wucht der Aufgabe vorläufig noch zuweilen fast den Atem zu verlieren drohte, so fand Hr. Kratzmann doch für den „Mortimer" viele sehr zutreffende Töne. Da ferner die „Elisabeth" von Frl. Ernst richtig verstanden war, und die leitenden Staatsmänner, „Leicester" durch Hrn. Juhnke, „Burleigh" durch Hrn. Kannglesser und „Shrewsbury" durch Hrn. Habermann, eine persönliche Prägung erhielten, so bot die Vorstellung, wenn man sich auch dieses und jenes reicher und imposanter gewünscht hätte, als es die hiesigen Verhältnisse eben zulassen, doch genug Anlaß, das Ebenmaß zu bewundern, mit welchem Schiller den tiefsten Konflikt der neuern Geschichte, das Ringen zweier Anschauungen um die Weltherrschaft, im knappen Rahmen eines einzigen Theaterabends dem Verständnis eines jeden zu offenbaren weiß.

Es sollte just in unsern Tagen, in welchen das häßliche Schlagwort vom „Moraltrompeter von Säckingen" gegen Schiller geschleudert werden konnte, immer wieder darauf hingewiesen werden, daß kein Dramatiker vor und nach Schiller mit so hoher, von keiner Tendenz getrübter Wahrheit und in so reiner, hehrer Schönheit den Kampf um der Menschheit größte Gegenstände durch die Kunst der Bühne auszugezeigen vermochte. Deshalb wird Schiller, der im „Abendliede" den Königen und Großen gern allen irdischen Glanz überläßt und für sich nur die Kraft zur Erfüllung seiner Mission erfleht: O Gott, teil' Welten unter sie, nur, Vater, mir Gesänge! immer der unerreichte Volksbildner bleiben. „Denn nur der große Gegenstand vermag den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen, im engen Kreis verengert sich der Sinn, es wächst der Mensch mit seinen großen Zwecken."

Gerade eine Epoche zersetzenden Zweifels und kalter Vorteilsberechnung braucht den Dichter, der für die Geschöpfe seiner Phantasie in enthusiastischer Freundschaft und platonischer Liebe erglühte und aus diesen Empfindungen heraus eine schwärmerische Jünglingsgestalt, wie den Mortimer, schuf und das von schwerer Schuld durch schwere Buße entsühnte vielgehaßte und vielgeliebte Opfer eines Weltkonflikts, Maria Stuart.

Was der 15jährige Karlsschüleleve Schiller an den Württemberger Herzog Karl Eugen, der ihn anfänglich für die juristische Karriere ausersehen hatte, schrieb, daß er nämlich weit glücklicher wäre, seinem Fürsten und dem Vaterlande nicht durch die Wissenschaft der Rechte, sondern als Gottesgelehrter dienen zu können, ist im weitern Sinne glänzend verwirklicht worden. Schiller hat bis zum letzten Atemzuge alle seine Kräfte der Erfüllung seiner Sendung gewidmet: durch Verkündung ewiger Wahrheiten im Lichtgewand des reinen Schönen ein Veredler der ganzen Menschheit zu sein. „Weit hinter ihm, in wesenlosem Scheine, lag, was uns alle bändigt, das Gemeine."

Am heutigen Schillergedenktage richten sich unwillkürlich viele Blicke auf den Bezirk, der dem Dichter, ohne daß sein leibliches Auge ihn je gesehen hat, zur zweiten Heimat wurde als dem Schauplatz seines letzten Werkes „Wilhelm Tell": die Ufer des Vierwaldstätter Sees. Aus dieses Sees tiefblauen Fluten erhebt sich das schlichte Denkmal, das heute vor fünfzig Jahren, am 10. November 1859, ein dankbares Volk dem Dichter seines Nationalschauspiels weihte. Und heute sei wieder der Mahnung gedacht, die damals angesichts des Schillersteins Gottfried Keller an uns Schweizer richtete:

Ist uns ein Stern und Führer nun vonnöten:
Er, Schiller, ist der Mann! ihn führen wir herein
In unsre Berge, deren reine Luft
Im Geist in vollen Zügen er geatmet
Und sterbend in ein Lied hat ausgeströmt,
Das uns allein schon eine hohe Schule
Der wahren Schönheit ist, wie wir sie brauchen!

Xaver Imfelds Steorama.

Wir haben gemeldet, daß dieses Werk Ingenieurs Xaver Imfelds nach Luzern kommt. Hr. Blasius Muth hat es angekauft und wird das Steorama in Luzern aufstellen und Einheimischen und Fremden zugänglich machen. Ueber die technische Einrichtung dieses Steoramas ist im 20. Band der „Schweizerischen Bauzeitung" folgendes berichtet: Das Steorama hat einen Luftballonflug von der Umgebung der Stadt Luzern bis Bern in der Höhe von zirka 6000 Metern zur Vorlage. Es bildet eine mächtige Rundscheibe, die ein Mechanismus ruhig und geräuschlos bewegt. Gegend um Gegend zieht langsam am Blicke vorüber, der durch gewaltige Vergrößerungslinsen schaut.

Im letzten Donnerstagblatt der „N. Z. Z." widmet Redaktor Baumberger dem Werke eine Besprechung, aus der wir das Folgende entnehmen:

Es ist Mittagszeit, und blendender Sonnenschein breitet sich über das Gelände. Zu Füßen liegt die Stadt Luzern im Sonnenbade, Seequai, die Hotelpaläste, die Türme der Hofkirche, die Museggtürme sind deutlich sichtbar, noch viel näher der Pilatus mit seinen Zacken, seinen Felsenschründen und Triften. Man schwebt sanft darüber hinweg, schwebt mit dem Auge nun gleichsam über dem großen, vielarmigen Vierwaldstätter See, dort die Rigi mit Kulm, Staffel, First und Kaltbad, hier der Bürgenstock, im Hintergrund die beiden Bauen, der imposante Urirotstock mit seinen Firnen, und der zierliche Bristen, Frohnalp und die zwei Mythen und weiter nach links die Glarner Riesen mit Tödi und Glärnisch. Sachte, sachte verschwindet dieses Bild und man fliegt über ein anderes hinweg, über die Gelände Obwaldens. Ganz unten saftige Wiesen, traubliche Dörfer und Weiler, inmitten der sinnende Sarner See, rechts und links wald- und alpenreiche Mittelberge und über den Melchtaler Bergen Titlis und Spannörter in ihren Eiskronen, im Talgrunde Engelberg mit seinem ehrwürdigen Stifte und der stolzen Stiftskirche. Es ist, als dringe das Thorgebet frommer Mönche hinauf bis zur Höhe, in die eine täuschende Illusion den Geist versetzt, zugleich